

Die Magie der Zahl.

Zu Theorie und Praxis von Jubiläen und Gedenktagen in Geschichtsmuseen

Herbsttagung der Fachgruppe Geschichtsmuseen im Deutschen Museumsbund vom 15. bis 17. November 2014 in Bielefeld

Dr. Markus Speidel
Stadtmuseum Stuttgart

Erinnerungstage als Herausforderung für Museen in einer sich diversifizierenden Gesellschaft

-Redemanuskript-

Eine Vielzahl von Ausstellungen in Museen beruhen auf Erinnerungstagen oder etwas despektierlich gesagt: Grabsteindaten. Geboren am, gestorben am, erfunden im Jahr oder erstmals erwähnt im Jahr sind häufige Anlässe für Ausstellungen. Erinnerungstage lassen sich dabei in zwei Kategorien unterscheiden:

1. Welche, die ausschließlich an runden „Geburtstagen“ gefeiert werden, also 10, 25, 50, 100, 500 Jahre, und
2. solchen, die jedes Jahr wiederkehren und jedes Jahr zum gleichen oder ähnlichen Zeitpunkt uns eine Geschichte oder ein Ereignis vor Augen führen. Dazu gehört der Tag der Deutschen Einheit am 3. Oktober, der 9. November, mit seinen vielen verschiedenen Ereignissen oder der 8. Mai. Alle drei sind Beispiele nationaler Erinnerungstage, die in vielen Museen aber auch nur dann begangen werden, wenn ein rundes Jubiläum ansteht. Generell haben Museen wenige solche jährlich wiederkehrenden Erinnerungstage. Dies kann durchaus regional abweichen, abhängig von lokalen Traditionen, man muss dabei nur an Städtegeburtsstage oder historische Großereignisse denken.

Der Vortrag kann als Plädoyer verstanden werden, mehr Mut darin zu beweisen jährlich wiederkehrende Erinnerungstage in das Programm aufzunehmen. Dabei ist es nicht zwingend, auf nationale Vorgaben zu achten oder diese zum Gegenstand der Erinnerung zu machen, sondern viel stärker das Museum und seine Bedeutung an seinem Ort zu rekurrieren. So kann beispielsweise thematisiert werden, welche Rolle das Museum in der Stadtgesellschaft spielt, welche Funktion ihm zugeschrieben wird und wie es mit der sich verändernden Stadtgesellschaft umgeht. Und damit bin ich dann auch schon beim Titel meines Vortrages, den Erinnerungstagen als Herausforderung in einer sich diversifizierenden Gesellschaft.

Erinnerungstage verweisen immer auf das kollektive Gedächtnis einer Gesellschaft und halten eben die Erinnerung daran wach. Der Begriff der Erinnerung ist dabei zentral und deswegen soll hier zunächst auf das Verständnis der *Lieux de mémoire* des französischen Historikers Pierre Nora zurückgreifen.¹

„Les lieux de mémoire“

Pierre Noras Werk „*les lieux de mémoire*“ konzentriert sich auf das kollektive Gedächtnis der französischen Gesellschaft. Das kollektive Gedächtnis ist für ihn die Schnittmenge der vielen individuellen Gedächtnisse einer Gesellschaft: Ereignisse, Personen oder Dinge, die im Gedächtnis aller vorkommen. Aber das Gedächtnis verändert sich. In Noras Verständnis ist diese Veränderung von elementarer Wichtigkeit, denn er geht von einem Verlust des Gedächtnisses aus. Seiner Ansicht nach kommt unter anderem den Museen in diesem Prozess eine bedeutende Rolle zu. Vor allem sind es aber für ihn die von ihm entworfenen *lieux de mémoire*, die eine Schlüsselfunktion in diesem Verlust erhalten. Während Museen, Archive und Bibliotheken die Rolle zukommt, etwas zu konservieren, was einmal erinnerungswürdig sein wird, hat der *lieux de mémoire* - im Folgenden: Erinnerungsort - die Funktion etwas im kollektiven Gedächtnis festzuhalten, um es so dem Vergessen zu entziehen. Museum und Erinnerungsort arbeiten damit gegen den Verlust und dienen dem Erhalt. Wobei die Erinnerungsorte die Konstituierung einer gemeinsamen Identität befördern sollen, während Museen das Reservoir für späteres Erinnern bereithalten.

Erinnerungsorte

Wie Sie sicher gemerkt haben, habe ich mich mit dem Begriff der Erinnerungsorte bereits auf die Publikationen von Etienne Francois und Hagen Schulz bezogen, die in drei Sammelbänden „*Deutsche Erinnerungsorte*“ benennen. Vorbild dafür waren Noras „*lieux de mémoire*“. Der Begriff „Ort“ ist hier genauso wie Noras „*lieu*“ durchaus verwirrend, da es sich nicht um räumliche Anordnungen handelt, sondern es in beiden Fällen Symbole, Personen oder Begriffe sein können, die das kollektive Gedächtnis prägen. Von Goethe, über Reformation, das Wort „Heil“ bis hin zur Bundesliga ist vieles vertreten, das nach Ansicht der Herausgeber und der Autoren unsere nationale Identität ausmacht. Dennoch grenzen sich die Herausgeber mit ihrem Werk von Nora stark ab, nicht nur „wegen des Geschichtsfelns Nationalsozialismus, sondern auch, weil uns die deutsche Geschichte weitaus zerklüfteter begegnet als die Geschichte Frankreichs.“²

¹ Pierre Nora: „*Les lieux de mémoire*“, Paris 1984

² Etienne Francois, Hagen Schulz: „*Einleitung*“, in ders. (Hg.) „*Deutsche Erinnerungsorte. Eine Auswahl*“, Bonn 2005 (Lizenzausgabe der Bundeszentrale für politische Bildung), S. 10f.

Was haben nun diese Erinnerungsorte mit Erinnerungstagen und Geschichtsmuseen zu tun? Anlass für das Buch „Deutsche Erinnerungsorte“ waren unter anderem die zahlreich auftretenden Erinnerungsfeiern im ausgehenden 20. Jahrhundert. Francois und Schulze schreiben selbst in ihrem ersten Band „Deutschland ist offensichtlich in ein Zeitalter des Gedenkens eingetreten – die Beschwörung und Bemühungen des Gedenkens, seine Kommerzialisierung und Instrumentalisierung reichen bis zum Überdruß.“³ und weiter: „In Deutschland, so scheint es, gilt die Vergangenheit eher als eine Last, der man sich nicht entziehen kann, denn als eine ‚Wahl des Vergangenen‘, auf das man zurückgreifen kann.“⁴ Die beiden Autoren bieten mit ihren drei Bänden einen Kanon für das kollektive Gedächtnis, der frei ist von einzelnen Erinnerungstagen. Das kollektive Gedächtnis wird stärker an Phänomene denn an Daten gebunden. Während der Erinnerungsort keinen Erinnerungstag benötigt, braucht der Erinnerungstag aber einen Erinnerungsort.

Kommen wir also ohne Erinnerungstage aus? Wie in den letzten Wochen mit der Erinnerung an den Mauerfall umgegangen wurde, zeigt, dass solche Erinnerungstage ein fester Bestandteil unserer Erinnerungskultur sind. Die Konzentration auf einen Tag hilft meines Erachtens dabei bestimmte Erinnerungsorte im kollektiven Gedächtnis zu verfestigen. Werden Erinnerungstage und Jubiläen gefeiert, so binden sie das Historische in die Gegenwart ein und vermitteln etwas über die Bedeutung für die Gesellschaft, die das Jubiläum begeht. Der ritualhafte Charakter solcher Feiertage schafft diese Verbindungen und kann verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen Rollen zuteilen, innergesellschaftliche Zusammenhänge vermitteln oder Aussagen über die Selbstwahrnehmung der feiernden Gesellschaft treffen. Sicher ist eine Verständigung darüber möglich, dass Goethe ein Erinnerungsort in diesem Sinne ist, aber welche Bedeutung hat er heute für uns? Dies lässt sich eben im Rahmen von Erinnerungstagen und -feiern durch solche Rituale vermitteln. Sonst bleibt es nur bei einer Verankerung in Schulplänen, der Vergabe von Straßen-, Schul- oder Produktnamen oder dem Aufstellen von Statuen und Denkmälern.

Keine gemeinsamen Erinnerungsorte?

In einer zunehmend diversifizierten Gesellschaft fällt es immer schwerer Ereignisse und Jubiläen zu finden, die eine breite Strahlkraft besitzen und möglichst viele verschiedene Gruppen einbinden. Es sind eben keine Erinnerungsorte vorhanden, die im kollektiven Gedächtnis aller abgelegt sind. Es gibt eben nicht ein kollektives Gedächtnis und eine nationale Identität, sondern viele verschiedene. Grund hierfür ist, dass in unterschiedlichen Bevölkerungskreisen verschiedene Ereignisse, Personen oder Gegenstände Teil eines

³ Etienne Francois, Hagen Schulze: „Einleitung“, S. 9; in ders. (Hg.): „Deutsche Erinnerungsorte“ Band I, München 2003

⁴ Ebd. S.10

wiederum spezifischen kollektiven Verständnisses sind. Die Schnittmengen der individuellen Erinnerungen scheinen zu verschwinden. Diese Überlegungen führen bei Jan Motte und Rainer Ohlinger in ihrer Publikation „Geschichte und Gedächtnis der Einwanderungsgesellschaft“ zu der These, dass es zwischen der Aufnahmegesellschaft und den Einwanderern in der Bundesrepublik keinen gemeinsamen lieux de mémoire gibt.⁵ Die Folge ist, dass es eben auch keine gemeinsamen Erinnerungs- oder Feiertage gibt, denn diese benötigen, wie beschrieben, den Erinnerungsort. Ein solcher Erinnerungstag würde es ermöglichen einen Rahmen zu schaffen innerhalb dessen sich die Gesellschaft über ihre Diversifikation vergewissert oder sie sogar positiv zu besetzen schafft. In dieser Situation stellt sich die Frage inwieweit historische Museen hier selbst initiativ werden können, ob sie Handlungsspielräume haben und welche Aufgabe ihnen bei dieser Erinnerungsarbeit zukommt? Auch hier sei nochmals auf die besondere Rolle der Museen hingewiesen, die Nora ihnen, wie bereits erwähnt, zuweist.

Nochmals kurz zusammengefasst: Erinnerungstage können durch ihren rituellen Charakter Erinnerungsorte verfestigen. Zugleich dienen Erinnerungsorte der Konstituierung einer gemeinsamen Identität. Übrig bleiben die Fragen, wie diese Erinnerungsorte definiert werden und vor allem wer sie definiert. Zum anderen ist auch nicht geklärt, wie an diese Erinnerungsorte erinnert werden soll bzw. kann. Hier wird der Zusammenhang von Geschichte und Gegenwart besonders deutlich. Das Jetzt und nicht der Erinnerungsort bestimmt die Bedeutung und die Interpretation des Erinnerungsortes. In beiden Fällen, sowohl bei Nora, als auch bei Francois und Schulz waren es Experten, die Erinnerungsorte identifizierten und definierten. Wie können also Erinnerungsorte gefunden werden, die sich mit einer diversen Gesellschaft auseinandersetzen? Wie setzen sich überhaupt die Gesellschaft und insbesondere die Geschichtsmuseen mit Diversifikation auseinander?

Museen und Diversifikation

Ich möchte einen kurzen Blick auf den bisherigen Umgang von Museen mit dem Thema Diversifikation werfen. Seit rund 20 Jahren finden meines Erachtens in vielen bundesdeutschen Museen Kompensationshandlungen statt. Kompensiert werden soll dabei eine jahrzehntelange Nicht-Beachtung der Veränderung der bundesdeutschen Gesellschaft. Als sich 1995 das Anwerbeabkommen mit Italien zum vierzigsten Mal jährte, wurde eine erste kleine Welle an Erinnerungsausstellungen losgetreten. Deren Idee war ein Rückblick, ein Resümee zu ziehen und die in Deutschland lebenden Italiener vorzustellen. Nachdem 2002 die Bundesregierung endlich und viel zu spät eingestand, dass die BRD ein Einwanderungsland wäre, war der Weg für weitere Ausstellungen und Erinnerungsprojekte

⁵ Motte, Jan/Rainer Ohlinger: „Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft“, Essen 2004.

frei. Erfolgreiche Ausstellungen wurden in diesem Zusammenhang von privaten Initiativen, wie etwa DOMiD, geschaffen. „Projekt Migration“⁶, die Ausstellung, die um den Jahreswechsel 2005/2006 in Köln gezeigt wurde, dürfte als Meilenstein betrachtet werden, da sie es schaffte, die Erinnerung an die Einwanderungsgeschichte der Bundesrepublik in einem breiteren Gedächtnis zu verankern. Ansonsten gab es Auffrischungen zu den verschiedenen Anwerbeabkommen, Italien 2005, Griechenland und Spanien 2010 und Türkei 2011. Danach ebte die Ausstellungsflut jedoch wieder ab und es ist zu erwarten, dass nächstes Jahr mit dem 60. Jahrestag des deutsch-italienischen Anwerbeabkommens die nächste Welle das Land erfasst.

Sind diese Ausstellungen aber geeignete Orte der Erinnerung und sind diese Daten sinnvoll für ein gemeinsames Erinnern und der Vergewisserung? Den bisherigen Ausstellungen haftet bisher ein Problem an, sie betrachten meist nur die Migranten und ihre Nachkommen. Sie zeigen Biografien, Wege der Migration, Prozesse der Akkulturation und treffen Aussagen über gelungene oder nicht-gelungene Integration. Eine Betrachtung der gesellschaftlichen Veränderung durch die Einwanderung bleibt meistens außen vor. Die Aufnahmegesellschaft wirkt statisch, Integration wird als Anpassung der Neubürger an diese Gesellschaft verstanden. Dass aber Einwanderung auch die Kultur der Aufnahmegesellschaft verändert und dass neue gemeinsame, hybride Kulturen dabei entstehen, wird nicht gezeigt, was aber im Sinne und Verständnis eines gemeinsamen „lieux de mémoire“ wäre. Damit soll nicht die wertvolle Bedeutung dieser Ausstellungen in Frage gestellt werden, sie waren wichtige Schritte, um den Einwanderern Zugehörigkeit zu vermitteln und sowohl politisches als auch kulturelles Empowerment zu betreiben. Sie haben das Interesse der Aufnahmegesellschaft an den Lebensbedingungen der Gastarbeiter in den 50er bis 80er Jahren geweckt, indem sie für ein Verständnis – wenn auch verspätet - für die Situation der Neuankömmlinge sorgten. Selbst in diesem gemeinsamen Erinnern etablierten sich jedoch zwei verschiedene Erinnerungsorte: die eine Gruppe erinnert sich, wie es war als die Fremden kamen, und die anderen erinnern sich daran, wie es war in die Fremde zu gehen. Würde es also reichen, diese Ausstellungen zu verändern, um die beiden Gruppen auf die gleiche Weise anzusprechen und damit einen Rahmen für ein gemeinsames Erinnern zu geben? Hilft es vielleicht sich, dabei auf ein genaues Datum zu konzentrieren? Ich möchte hierfür drei Beispiele zum Thema „Datum als Erinnerungstag“ vorstellen.

Die Ankunft des millionsten Gastarbeiters Armando Rodrigues de Sá dient vielleicht noch als ein Erinnerungsort im kollektiven Gedächtnis. Das Datum hingegen, der 10. September 1964 (2014 war immerhin der 50. Jahrestag), würde als Erinnerungstag nicht funktionieren. Zu

⁶ Vgl.: Kölnischer Kunstverein, DOMiT, u.a. (Hg.): „Projekt Migration“, Köln 2005

sehr würde die Geschichte um eine Person kreisen und vielleicht sogar eine Heldengeschichte provozieren. Wobei gerade in diesem Fall das Ende der Geschichte wenig Heldenhaftes hat. Erinnert hat an dieses Ereignis dieses Jahr vor allem DOMiD, was aber wiederum unterstreicht, dass es eben unterschiedliche kollektive Gedächtnisse innerhalb unserer Gesellschaft gibt. Ein Erinnerungstag, der für die diversifizierte Gesellschaft steht, braucht auch ein entsprechendes Datum, das für alle ablesbar und verständlich ist. Hierbei tritt noch deutlicher hervor, dass das Prinzip der Erinnerungstage komplizierter ist, als das der Erinnerungsorte.

Das zweite Beispiel: Der diesjährige Tag der Deutschen Einheit in Hannover bemühte sich diesbezüglich mit dem Claim „Vereint in Vielfalt“ und versuchte damit eine breiter wirkende integrierende Kraft zu entfalten. Hierfür müsste aber zukünftig der Begriff der „Einheit“ erweitert werden, um auch diese Interpretation zuzulassen. Der Feiertag müsste sich von der Vereinigung der beiden deutschen Staaten vor 24 Jahren lösen und zu einem Tag der „gesellschaftlichen“ Einheit werden. Eine Entwurf über den tatsächlich stärker nachgedacht werden sollte.

Aber auch die Daten der Anwerbeabkommen, als drittes Beispiel, sind problematisch für Jubiläumsfeiern. Das jeweils genaue Datum an dem die Abkommen unterzeichnet wurden oder in Kraft traten, sind den meisten Einwohnern der Bundesrepublik unbekannt und in der Regel ohne Bedeutung für die Einzelnen. Es wird damit kein großes Ereignis verbunden, dass in Erinnerung geblieben ist. Darüber hinaus sind die Anwerbeabkommen eindeutig national konnotiert, das heißt, sie sind entweder an Italien, an Griechenland, an Spanien, an die Türkei usw. gebunden. In der Erinnerung der Migranten sind meist solche Daten geblieben, die der Aufnahmegesellschaft wenig sagen, wie etwa die Änderung des Kindergeldgesetzes von 1975 oder die erste Wahl eines Ausländerbeirates. Somit eignen sie sich nicht für einen Erinnerungstag, der die ganze Gesellschaft anspricht. Ein Dilemma.

Was können Museen tun?

Gibt es nun Möglichkeiten für ein Museum solche Erinnerungsräume zu schaffen und womöglich gar zu etablieren, um sie im festen Kanon ihrer Stadt oder Region zu verankern? Oder provokanter gefragt, sollten sie das überhaupt tun?

Hier sei nochmals auf Nora verwiesen, der Museen, wie Archiven und Bibliotheken die Rolle zuweist etwas zu konservieren, was einmal erinnerungswürdig sein wird. Ein Allgemeinplatz dürfte die These sein, dass ein Museum ein Teil des materiellen historischen Gedächtnisses einer Stadt, einer Region oder eines Landes ist. So liegt bei ihm die Verantwortung, zu

entscheiden und zu werten, was erinnerungswürdig für die heutige und spätere Gesellschaften sein wird. Mit dem was wir heute sammeln, entscheiden wir darüber, was aus unserer heutigen Zeit für spätere Generationen erinnerungsfähig bleibt. Dabei sind sie sicherlich nicht die alleinigen Gralshüter, denn Erinnerung geschieht eben individuell und wird auch von anderen Institutionen wie beispielsweise Zeitungen gefördert und gelenkt. Zeitungsformate, die die Erinnerung an historische Ereignisse wecken und mit subjektiven Erinnerungen der Leser kombinieren, kennen wir sicher alle. Museen sind sicher die Einrichtungen in denen diese vorausschauende Erinnerungsarbeit mit etwas mehr Abstand und hoffentlich auch unabhängiger von Konjunkturen betrieben wird. Sie haben also die Pflicht mit ihrer Sammlung den gesellschaftlichen Wandel zu dokumentieren und aufzubewahren. Was läge also näher als diese Sammlungen zu nutzen, um Aussagen über den Wandel zu treffen, um den verschiedensten gesellschaftliche Gruppen Anschluss an eine gemeinsame Geschichte, ein gemeinsames Gedächtnis zu ermöglichen? Das Museum selbst ist dadurch ein Ort der Vielfalt und der Integration bzw. ein Beispiel für die Veränderungen, der eine sich diversifizierenden Gesellschaft unterliegt. Sammlungen verändern sich, dadurch entstehen neue Zusammenhänge, neue Interpretationsmöglichkeiten und neue Erzählstränge.

Wenn man sich also von der Idee der Erinnerungstage nicht verabschieden möchte, so muss man Erinnerungsorte wählen, die für eine breite Menge an Menschen anschlussfähig sind. Oder muss man hierfür vielleicht sogar mit den historisch bedingten Erinnerungsorten brechen? Trägt das Prinzip einer gemeinsamen Erinnerung, eines kollektiven Gedächtnisses nicht mehr? Kann ein Erinnerungstag ohne Erinnerungsort funktionieren?

Die Rollen von lokal- und regionalhistorischen Museen

Hierbei gewinnen gerade die lokal- und regionalhistorischen Museen wieder zunehmend an Bedeutung. Seit einigen Jahren erleben wir eine zunehmende Aufwertung des Lokalen und Regionalen. Eine Identifikation über den kleineren, lokalen Raum scheint für viele einfacher und passender zu sein. Zuletzt auch, weil diese Form der Identifikation frei ist von Nationalismus und eher dem Bild eines „gesunden Patriotismus“ entspricht, was sich auch immer hinter diesem Begriff verbergen mag. Dieses Gefühl ist uns in unserer Arbeit auch mit vielen ehemaligen Arbeitsmigranten und deren Kindern und Kindeskindern begegnet. Sich selbst als Stuttgarter zu bezeichnen und diesen Ort als Heimat wahrzunehmen, ist für die meisten eine nicht hinterfragbare Selbstverständlichkeit gewesen. Außerdem hatte diese Identifikation nichts mit einer Verortung in einem historischen Bezugsrahmen zu tun, es gibt dafür keinen Erinnerungsort. Sie haben sich als Stuttgarter gefühlt, weil sie hier einen Großteil ihres Lebens verbracht haben, hier geboren und aufgewachsen sind sowie ihre

Ausbildung gemacht haben. Als Deutscher haben sich wenige gefühlt, obwohl sie auch den entsprechenden Pass besaßen. An dieser Stelle sollten Museen nicht nur ansetzen, sondern müssen es meiner Meinung nach sogar tun. Wenn es einen Ort gibt, der Identifikationsangebote bieten kann, dann sind es die Museen. Und darüber hinaus begreife ich das Museum in diesem Zusammenhang als einen politischen Ort, der aufgrund seiner gesellschaftlichen Aufgabe verpflichtet ist, ein Ort für alle zu sein und dessen Veranstaltungen und Sammlungen die gesellschaftliche Realität der Diversifikation abbilden müssen. Dabei möchte ich den Begriff an dieser Stelle nun endlich nicht nur auf ethnische oder nationale Diversifikation beschränken, wie ich dies in meinem Vortrag bisher getan habe, sondern dies auf alle Bereiche von class, race und gender ausweiten.

Wie könnte so ein Erinnerungstag aussehen und wann könnte er begangen werden? Ich wage den Versuch eines Beispiels. Sinnvoll wäre es meines Erachtens, jedes Jahr einen festen Feiertag zu begehen, beispielsweise am Internationalen Museumstag. Das jeweilige Motto gäbe den Anlass und böte die Möglichkeit sich über den Wandel der Gesellschaft zu vergewissern. Dieser Tag kann zu einem „Tag der Stadtgeschichte/Regionalgeschichte, etc.“ erweitert werden. In Stuttgart gibt es bereits einen „Tag der Stadtgeschichte“. Bisher stellen sich an diesem Tag historische Ortsteilinitiativen gegenseitig ihre Arbeit vor und präsentieren kleine Plakatausstellungen. Mit der Eröffnung des Stadtmuseum Stuttgart kann dieser Tag festlich erweitert werden. Dazu gehört es den Tag wie ein Fest zu begehen und mit speziellen Angeboten aufzuwerten, die es eben nur an diesem Tag gibt. Im Museumsgarten wird gegrillt und diskutiert, in den Ausstellungen werden die Neuerungen des vergangenen Jahres vorgestellt und die Werkstätten sind zur Besichtigung geöffnet. Ein Punkt muss dann die Übergabe neuer Objekte für das Museum werden. Dies ist für mich der zentrale Moment der Feier, der durchaus stark ritualisiert werden kann oder sogar werden muss. Die Stifter geben ihrem Museum Objekte, die mit ihrer Geschichte und der Geschichte der Stadt verbunden sind. Im Rahmen dieser Übergabe wird die Vielfalt der Stadtbevölkerung sichtbar. Die Neuzugänge verbinden sich mit den Objekten der vorhandenen Sammlungen. Diese Kombination an einem solchen Tag zu betonen und als Symbol für ein gesellschaftliches miteinander zu verstehen, böte dem Museum die Möglichkeit Diversifikation zu thematisieren, die Biografien der Menschen mit der Geschichte des Museums zu verweben und sie dadurch öffentlich zu machen. Der symbolhafte Einzug einzelner ausgewählter neuer Objekte in die Sammlung stünde sinnbildlich für die Vielfalt der Gesellschaft.

Skizze eines Erinnerungstages

Dies ist nur eine einfache Skizze eines Erinnerungstages, der dann aber wie sie sicherlich bemerkt haben ohne Erinnerungsort auskommt. Es gibt eben keinen historischen

Erinnerungsrahmen auf den sich dieser Tag bezieht. Damit wäre die These von Motte und Ohliger weiterhin nicht widerlegt, dass es eben keine gemeinsamen „lieux de mémoire“ gibt. Doch das Prinzip der Erinnerung an diesem Tag ist anders angelegt, da es sich nicht auf ein historisches Datum bezieht und keine historischen Vorbilder bemüht, sondern eine Idee oder eine gesellschaftliche Realität jedes Jahr vor Augen ruft. Dadurch erhält es seine Relevanz. Die Aussage ist hierbei „Wir sind eine Stadt und all unsere Geschichte und Erfahrungen gehören zu dieser Stadt“. Damit erinnert der Tag viel eher an kirchliche Feiertage aus der zweiten Reihe wie etwa Allerheiligen, Allerseelen oder Buß- und Bettag, die insgesamt auch nicht an ein historisches Ereignis erinnern (bei Allerheiligen ist dies zwar der Fall aber nachrangig), sondern an gesellschaftliche Normen oder Werte. So wird hier der Umgang mit dem Tod und die Verankerung des Einzelnen in der Religionsgemeinschaft thematisiert. Dies soll bitte nicht so verstanden werden, dass Stadtgeschichte zum Religionsersatz wird, sondern lediglich darauf hinweisen, dass wir durchaus auch andere Formen der Erinnerungstage kennen und begehen.

Es stellt sich natürlich sofort die Frage, ob das Zielpublikum überhaupt erreicht wird. Dies kann nur geschehen, wenn das Museum als glaubwürdig empfunden wird und seine Aktivitäten nicht nur auf diese Feier beschränkt. Das Museum muss auch bei anderen Veranstaltungen der Stadtgesellschaft, die sich mit Diversifikation auseinandersetzen, wahrnehmbar sein und Engagement zeigen, sei es in unserem Fall in Stuttgart beispielsweise beim „Sommerfest der Kulturen“ oder beim CSD. Wird das Museum an diesen Stellen als ein relevanter Ort wahrgenommen, dann finden sich auch breitere Gesellschaftsschichten im Museum ein. Man sollte sich jedoch nicht nur die Illusion hingeben, dadurch große Mengen an bisher museumsfremden Schichten ins Museum zu locken. Allerdings sollte man vorher auch nicht die Illusion gehabt haben, dass der Großteil der Museumsinteressierten seit vier Generationen in Deutschland geboren und heterosexuell ist, sondern die Vielfalt der Gesellschaft bei der Konzeption von Museumsangeboten vor Augen haben. Die Motivation für solche Erinnerungstage sollte außerdem nicht ein Ansteigen der Besuchszahlen sein, sondern Ziel ist es, ein Museum zu schaffen, dass für alle Bürger einer Region Bedeutung hat und relevant ist.

Kontakt Daten:

Dr. Markus Speidel

Stadtmuseum Stuttgart

markus.speidel@stuttgart.de

0711 - 21696403